

Wie (in)stabil ist die Familie - die zentrale Frage der Familiensoziologie seit dem Zweiten Weltkrieg

Schütze, Yvonne

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schütze, Y. (2006). Wie (in)stabil ist die Familie - die zentrale Frage der Familiensoziologie seit dem Zweiten Weltkrieg. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 1687-1695). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-144345>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Wie (in)stabil ist die Familie – die zentrale Frage der Familiensoziologie seit dem Zweiten Weltkrieg

Yvonne Schütze

Im Einführungskapitel zur ersten großen familiensoziologischen Nachkriegsuntersuchung »Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart« (1953) setzt Helmut Schelsky sich mit einigen Thesen der US-amerikanischen Familiensoziologie auseinander, die in der Folgezeit auch die Richtung der deutschen Familiensoziologie bestimmt haben.

Aus der Kritik an diesen Thesen entwickelt Schelsky eine eigene Perspektive auf den Zustand der Familie in modernen Gesellschaften, die zu bedenken sich auch für die gegenwärtige Familiensoziologie als lohnend erweisen könnte.

Ich werde zunächst kurz die modernisierungstheoretisch fundierten Argumente der amerikanischen Familiensoziologie skizzieren und im Anschluss daran auf Schelskys Position und die sich hieraus ergebenden Anregungen für die gegenwärtige Familiensoziologie eingehen.

Die aus Schelskys Sicht zentralen Annahmen der amerikanischen Familiensoziologie sind folgende:

Die moderne Gesellschaften kennzeichnenden Prozesse der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilbereiche verlaufen in verschiedenen zeitlichen Rhythmen. Bezogen auf die Familie bedeutet dies, dass sie gegenüber den schnelleren wirtschaftlichen und politisch-sozialen Veränderungsprozessen ins Hintertreffen gerät und dies in zweierlei Hinsicht:

»erstens, als Institution in ihrer tatsächlichen Gruppenverfasstheit und zweitens als familiäres Selbstbewusstsein, als moralische und soziale Idee, wie eine Familie eigentlich auszusehen habe und welche Rolle den Familienmitgliedern in ihr zusteht« (Schelsky 1953: 11).

Die Ursache für dieses Nachhinken der Familie liegt sowohl in ihrer besonderen Verfasstheit als Zeugungs- und Intimgruppe wie im Fortleben überholter patriarchalischer Strukturen und Vorstellungen, die einer modernen Gesellschaft unangemessen sind.

Da diese Rückständigkeit die Stabilität der Familie gefährdet, gilt es über sozialpolitische Maßnahmen die Anpassung der Familie an die moderne Gesellschaft zu fördern, um somit ihre Restabilisierung zu erreichen.

Diese »Anpassungstheorie« – so Schelsky – geht davon aus, dass die modernen ökonomischen und politischen Verhältnisse eine tragfähige Grundlage für andere

gesellschaftliche Institutionen wie zum Beispiel die Familie bildeten. Schelsky meldet Zweifel an diesem »fortschrittsoptimistischen Postulat« an (Schelsky 1953: 12), und ebenso hat sich auch nach Einschätzung der gegenwärtigen deutschen Familiensoziologie die damalige Hoffnung auf Harmonisierung des strukturellen Ungleichgewichts zwischen Familie und Gesellschaft nicht realisiert.

Im Gegenteil, denn die Passung zwischen Familie und anderen gesellschaftlichen Teilbereichen scheitert – um mit Kaufmann (1995) zu sprechen, an der »strukturellen Rücksichtslosigkeit«, die Staat und Wirtschaft gegenüber der Familie demonstrieren. Der wohl am häufigsten für diesen Zustand angeführte Beleg ist die Unvereinbarkeit von Familie und Beruf, die eine Familiengründung immer weniger attraktiv erscheinen lässt und ein Familienleben, das den Ansprüchen aller Beteiligten gerecht wird, im Prinzip nicht erlaubt. Mit anderen Worten, in dem Maße, wie sich die Individuen den funktionalen Imperativen des Wirtschafts- und Erwerbssystems anpassen bzw. beugen, bleibt die Familie auf der Strecke.

Dabei wird dieses »Auf der Strecke bleiben« unterschiedlich interpretiert. Während die einen zum Beispiel Beck (1986) oder Hoffmann-Nowotny (1988) der Familie strukturell keine Zukunft mehr einräumen, verweisen die anderen darauf, dass junge Leute mehrheitlich ein Leben in der Familie für erstrebenswert halten, dass die Mehrzahl der Ehen nicht geschieden wird und die weitaus meisten Kinder bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen (Nauck 1993; Huinink 1997; Engstler/Menning 2003).

Allerdings scheint die Differenz zwischen beiden Positionen nicht grundsätzlicher sondern eher gradueller Art zu sein, denn dem Verweis auf Mehrheiten, die in Familien leben, wird häufig ein »immer noch« hinzugefügt.

Schelsky dreht die Perspektive um. Er räumt zwar ein, dass verglichen mit der Familienverfassung vormoderner Gesellschaften, ein »Funktionsverlust und Auflösungserscheinungen« der Familie zu beobachten sind und von daher die von René König stammenden Grundbegriffe der Familiensoziologie, Desintegration und Desorganisation, ihre Berechtigung hätten. Desintegration bezieht sich auf das Verhältnis von Familie zum gesamtgesellschaftlichen Prozess, aus dem sie im Verlauf von Modernisierungsprozessen, Stichwort Funktionsverlust, immer stärker ausgegliedert wird. Desorganisation bezieht sich auf innere Auflösungserscheinungen der Familie als Gruppe (König 1946; 1974). Diesen zwei Grundbegriffen fügt Schelsky einen dritten hinzu, nämlich den der Stabilität. Denn – so Schelsky – insgesamt ließen sich doch stärkere Krisen der modernen Staats- und Wirtschaftsordnung feststellen als Verfallserscheinungen bei der Familie, so dass man eher davon auszugehen habe, dass es die Familie sei, die den »Stabilitätsrest in unserer Gesellschaftskrise« (Schelsky 1953: 13) repräsentiere als umgekehrt.

Nun kann man einwenden, dass es sich hier um eine zeitgebundene Analyse handelte, die Schelsky aus den Befunden seiner Untersuchung über »Wandlungen

der deutschen Familie in der Gegenwart« ableitete, bei der es ja um Flüchtlingsfamilien ging. Zusammengefasst besagte dieses Ergebnis: die sozialen Verwerfungen der Kriegs- und Nachkriegszeit haben keineswegs zu einer Destabilisierung der Familie geführt, sondern zu einem »erhöhten und wiedergewonnenen Zugehörigkeitsgefühl« (Schelsky 1953: 63).

Der Einwand einer zeitgebundenen Analyse greift allerdings zu kurz. Ich werde auf diesen Punkt zurückkommen, zuvor aber noch eine Bemerkung zu dem Ergebnis selbst machen. Dieses Ergebnis war und ist umstritten. Andere damalige Autoren wie zum Beispiel Thurnwald (1948) oder Adorno (1954) ebenso wie heutige Autoren wie von Plato/Leh (1997) stellten die Familie der Nachkriegszeit sehr wohl als stark gefährdet dar. Die Differenz zwischen Schelsky und den Vertretern der Gefährdungsthese beruht auf einer je anderen Sichtweise. Letztere bezogen sich auf die damals sehr hohen Scheidungszahlen und den Verfall der Autoritätsverhältnisse in der Familie, während Schelsky sich nicht für die Scheidungszahlen interessierte, sondern für die Mehrzahl der Familien, die trotz katastrophaler Lebensbedingungen einen inneren Zusammenhalt wahrten oder erst herstellten. Schelskys Argument zum Zustand der Familie in der funktional-differenzierten Gesellschaft bezieht sich aber keineswegs nur auf seine Untersuchung, denn für ihn bildet die Flüchtlingsfamilie keine Ausnahmerecheinung, sondern sie repräsentiert gleichsam nur die Avantgarde in einem allgemeinen Strukturwandel der Familie. Dieser Wandel kann sich auch – so Schelsky – »in einer negativen Anpassung, das heißt in einer komplementären Ausbildung und Verstärkung gerade der Verhaltensweisen äußern, die sich von den Lebens- und Organisationsformen der industriell-bürokratischen Öffentlichkeit abwenden« (Schelsky 1953: 25).

Aus dieser Sichtweise wird die Familie gerade wenn sie sich der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung nicht unabdingbar fügt, sondern auf den ihr eigentümlichen Beziehungs- und Interaktionsmustern beharrt gegenüber anderen gesellschaftlichen Teilbereichen nicht etwa geschwächt, sondern gestärkt.

»Gerade die sozialpolitischen Maßnahmen des Arbeitsschutzes, der Altersfürsorge, der Familienunterstützung usw., die soziologisch als Hilfskonstruktionen der Anpassung der Familie an die moderne Wirtschaftsform und von der Eigenbestimmung der Wirtschaft her nur als »soziale Lasten«, d.h. als dem ökonomischen an sich fremde Zusatzleistungen, angesehen werden, gewinnen unter dem von uns skizzierten Blickwinkel eine ganz andere Bedeutung: sie sind nicht als Hilfsinstitutionen zur Anpassung der Familie, sondern umgekehrt als Träger einer neuen Wirtschaftsgesinnung und einer Umgestaltung des Wirtschaftsgebarens zum Zwecke der Befriedigung wesentlicher und unaufgebarbarer Bedürfnisse des Menschen, zum Beispiel seiner familiären Daseinsweise, zu verstehen« (Schelsky 1953: 14).

Wenn Schelsky von der »familiären Daseinsweise des Menschen« spricht, hat er nicht, wie dies implizit oder explizit in den Gefährdungsszenarien der damaligen und der heutigen Familiensoziologie der Fall ist, das bürgerliche Familienmodell vor Augen. Stattdessen weist er der Familiensoziologie die Aufgabe zu, die Familie nicht

an jeweiligen Idealen zu messen und nicht auf die auch zu seiner Zeit hohen Scheidungsraten zu starren, sondern auf dem Hintergrund anthropologischer Kategorien nach den Stabilitätsfaktoren der Familie zu fragen und »als Maßstab denjenigen Komplex an menschlichen Grundbedürfnissen heran(zu)ziehen, dessen Erfüllung in der jeweiligen Situation der Familie als Leistung angesonnen ist« (Schelsky 1953: 25).

Als zentralen Stabilitätsfaktor erkennt Schelsky die Elastizität, mit der die Familie auf je unterschiedliche soziale Situationen reagiert. In Zeiten ökonomischer Krisen übernimmt sie Produktions- und Versorgungsfunktionen, die sie bereits an andere gesellschaftliche Teilbereiche abgegeben hatte. Und in Zeiten relativer sozialer Sicherheit und Prosperität erweist sie sich als der ausgezeichnete soziale Raum, Grundbedürfnisse wie zum Beispiel die nach persönlichen, nicht rollenförmig organisierten Beziehungen und uneingeschränkter Selbstdarstellung der Person zu befriedigen, die in anderen Funktionsbereichen der Gesellschaft nicht zugelassen sind. In der Erfüllung – Schelsky sagt Verinnerlichung – dieser ihr verbliebenen »Restfunktionen« gründet die Stabilität der Familie.

Die Idee, dass die Familie zumindest im Hinblick auf die strukturell vorgegebene Möglichkeit der Personwerdung und -entfaltung eine Art Gegengewicht zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung bildet, ist zwar auch der neueren Familiensoziologie nicht fremd (Claessens 1979; Kaufmann 1995; Huinink 1995), allerdings kaum jemand macht wie Schelsky so deutlich, dass die »Restfunktionen« der Familie nicht aufgebbar sind und dass folglich die anderen gesellschaftlichen Teilbereiche, nicht nur Konzessionen an die »familiäre Daseinsweise des Menschen« zu machen haben, sondern sie auch tatsächlich machen.

Das ist es was Schelsky meint, wenn er sozialpolitische Maßnahmen – wie bereits erwähnt – nicht als Unterstützung der Familie, sondern als Ausdruck einer »neuen Wirtschaftsgesinnung« deutet. Betrachtet man unter diesem Aspekt die lange Liste familienpolitischer und neuerdings auch betrieblicher Maßnahmen, die seit den fünfziger Jahren in Gang gekommen sind, so kann man nicht umhin, in diesen Maßnahmen Korrekturen der staatlichen und wirtschaftlichen Eigenlogik zu erkennen. Zur Illustration seien hier nur einige Beispiele aus der betrieblichen Praxis angeführt. Fast ein Viertel aller beschäftigten Personen arbeitet in einem Unternehmen mit betrieblichen oder tariflichen Vereinbarungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Konkrete Angebote an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind flexible Arbeitszeiten, wie Gleitzeit, Jahresarbeitszeit, abgestufte Teilzeit, dezentrale Arbeitsformen wie Arbeiten zu Hause oder alternierende Telearbeit, Maßnahmen zum Wiedereinstieg nach der Elternzeit, betriebseigene Kindergärten und Kinderkrippen und sogenannte »Notfallkindergärten«, die bei Ausfall der regulären Betreuung zur Verfügung stehen (Bilanz 2003; Familienorientierte Personalpolitik 2004).

Auch wenn man diese Maßnahmen verglichen mit anderen europäischen Ländern weder quantitativ noch qualitativ als ausreichend erachtet, so deuten sie vor allem im historischen Vergleich auf eine veränderte »Wirtschaftsgesinnung« hin, die der »familiären Daseinsweise« des Menschen Rechnung trägt. Und diese »Daseinsweise« hat sich, bedenkt man die dramatischen Veränderungen und Umbrüche, die sich seit Beginn der Industrialisierung auf der politischen, wirtschaftlichen und technologischen Ebene vollzogen haben, vergleichsweise wenig geändert. Ebenso ist in diesem Zusammenhang der geringe Erfolg erwähnenswert, der den verschiedenen politischen Regimen beschieden war, die Familie abzuschaffen oder in den Dienst ihrer Zwecke zu stellen.

Der schlagendste Beweis für das Beharrungsvermögen der Familie gegenüber allen möglichen Formen sozialen und kulturellen Wandels ist das Faktum, dass – um mit René König zu sprechen – die »zweite Geburt« des Menschen, das heißt seine Sozialisierung zu einer »sozial-kulturellen Persönlichkeit« nach wie vor in der Familie stattfindet (König 1946; 1974: 102), auch wenn zum Beispiel im Kapitel »Familie« des »Lehrbuchs für Soziologie« der Familie ihre Sozialisationsfunktion abgesprochen wird. »Weder stellen sie (die Familien Y.S.) heute, von Arbeitsplätzen ganz zu schweigen, die grundlegende Pflege und Betreuung der Kinder noch deren Erziehung und medizinische Versorgung bereit. Da gesellschaftliche Institutionen außerhalb der Familie diese Funktionen übernommen haben, spezialisieren sich die Familien zunehmend auf die Bereitstellung von Nahrung und emotionaler Geborgenheit.« (Nave-Herz/Onnen-Isemann 2001: 290). Dass sich die Beziehung von Eltern zu ihren Kindern nicht nur darin erschöpft, sie mit Nahrung zu versorgen und emotionale Geborgenheit zu vermitteln, sondern, dass es das Elternhaus ist, das einen entscheidenden Beitrag zum Beispiel zur Platzierung im Bildungssystem und damit auch zur Positionierung in der Sozialstruktur leistet, haben die PISA Studien erst jüngst eindrücklich belegt.

Der Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes trägt auch der Gesetzgeber zum Beispiel mit der Kindschaftsrechtsreform von 1998 Rechnung, indem er nicht mehr die Ehe, sondern die Eltern-Kind-Beziehung als konstitutives Element für Familie begreift.

Bis zur Reform von 1998 war das Kindschaftsrecht vom sogenannten »Desorganisationsmodell« (Fthenakis 1998) geprägt. Das heißt der Gesetzgeber ging davon aus, dass mit Scheidung der Ehe auch die Familie aufgelöst ist. Demgegenüber besagt das nunmehr eingeführte »Reorganisationsmodell«, dass das Familiensystem durch Scheidung nicht beendet wird, sondern dass es einer Neuorganisation der familialen Struktur bedarf, die am Recht des Kindes auf eine Beziehung zu beiden Elternteilen orientiert ist. Konkret bedeutet dies, dass den Eltern nach einer Scheidung automatisch das gemeinsame Sorgerecht übertragen wird und dies gilt ebenso für nicht miteinander verheiratete Eltern, soweit sie eine so genannte gemeinsame

Sorgeerklärung abgegeben haben. Die letztgenannte Regelung demonstriert besonders eindrücklich die nunmehrige Fixierung des Gesetzgebers auf die Eltern-Kind-Beziehung, denn vor der Reform war weder ein gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern möglich, noch hatte ein nicht mit der Mutter verheirateter Vater ein Recht auf Umgang mit seinem Kind. Diese Rechtsentwicklung deutet auf ein verändertes Familienverständnis hin, das sich vom Modell der bürgerlichen Familie gelöst hat. Die Sozialisationsfunktion wird auch bei Scheidung oder Trennung beiden Eltern zugewiesen. Auf diese Weise wird eine familiäre Einheit erhalten, möglicherweise auch erzwungen, die nicht über die eheliche Beziehung oder den gemeinsamen Haushalt, sondern über die Elternschaft hergestellt wird. Dabei soll nicht bestritten werden, dass diese Form der Reorganisation der Familie, die ein gewisses Maß an Gemeinsamkeit und Konsens zwischen den Eltern erfordert, nicht immer realisierbar ist.

Was folgt daraus?

Während der Gesetzgeber über appellatives Recht das Reorganisationsmodell eingeführt hat, um somit die Sozialisationsfunktion der Familie abzusichern, orientiert sich die gegenwärtige Familiensoziologie – zumindest implizit – in erster Linie an René Königs Grundbegriffen der Desintegration und Desorganisation.

Die immer wieder zitierten demographischen Daten wie sinkende Heiratsneigung, konstant niedrige Geburtenziffern und steigende Scheidungszahlen bilden die Folie sowohl für Deutungen zum Verhältnis von Familie und Gesellschaft, Stichwort: Unvereinbarkeit von Familie und Beruf, wie zur inneren Verfasstheit der Familie Stichwort: erhöhte Ansprüche an Ehequalität und Erziehungsverhalten einerseits, sogenannte Individualisierungstendenzen andererseits.

Zwar wird neuerdings vermehrt darauf hingewiesen, dass trotz aller strukturellen und auf der Ebene von Handlungsmotiven angesiedelten Schwierigkeiten, eine Familie zu gründen oder eine Ehe aufrechtzuerhalten, eine beträchtliche Mehrheit der Menschen genau dies tut.

Gleichwohl aber finden sowohl Schelskys Elastizitätsthese wie auch sein in »Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart« praktizierter Untersuchungsansatz der Familienmonographie keine systematische Beachtung. Wo sind zum Beispiel die Untersuchungen, die dem Beispiel Schelsky folgend, danach fragen, wie und unter welchen Bedingungen Familien heute die ihnen verbliebenen »Restfunktionen« erfüllen.

Angesichts des demographischen Damoklesschwertes, das über der Gesellschaft zu schweben scheint, ist es fraglos die Aufgabe der Familiensoziologie herauszufinden, was Menschen daran hindert, in einer Familie zu leben. Aber ebenso sollte die Familiensoziologie der Aufforderung Schelskys nachkommen, auch die einer Entwicklungsrichtung gegenläufigen sozialen Prozesse zu analysieren.

Der Schlusssatz zu »Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart« lautet:

»Solche Theorien der gegenläufigen Prozesse würden ihren Charakter als Hypothesen deutlicher zur Schau stellen müssen, als es die sozialwissenschaftlichen Entwicklungslehren bisher taten, und die Soziologie verlöre, wie andere Wirklichkeitswissenschaften vor ihr, den ihr aus der philosophischen Spekulation haften gebliebenen Zug der naiven Identifizierung von Theorie und Realität, würde dafür aber in ihren Denkweisen offener werden gegenüber der voraussichtlich noch viele neue Tatsachen in ihrem Schoße tragenden Zukunft (Schelsky 1953: 357).

Als ein Beispiel dafür, dass gegenläufige Prozesse gar nicht erst in Betracht gezogen werden, sei der »Call for Papers« für die Frühjahrstagung der Sektion Familiensoziologie im April 2005 erwähnt, in dem Beiträge zum Thema »Die Zukunft der Familie – Szenarien und Prognosen« angefordert werden. Um zu verdeutlichen in welche Richtung diese Beiträge gehen könnten, heißt es: »Was würde es für die zukünftige Gesellschaft bedeuten, wenn ihr Anteil von kinderlosen Paaren 40 Prozent oder ihre Scheidungsrate 50 Prozent oder ihr Single-Anteil 60 Prozent überschreiten würde?« In dieser Frage spiegelt sich das Beharren auf dem bürgerlichen Familienmodell, in dem Familie ohne Ehe nicht denkbar ist. Ein Blick auf unsere europäischen Nachbarn zeigt, dass zum Beispiel in Schweden 50 Prozent der neugeborenen Kinder in eine Familie mit nichtverheirateten Eltern geboren werden. In Dänemark, Frankreich, Finnland und Großbritannien sind es 40 Prozent (Datenreport 2004: 38). Darüber hinaus lassen die Ergebnisse des Datenreports 2004 zumindest auch auf die Möglichkeit einer Entwicklung schließen, die der immer wieder geäußerten Vermutung einer Abwendung von Familie zuwider läuft.

Während zum Beispiel 1988 nur 43 Prozent junger Erwachsener bis zum Alter 30 die Aussage: »Man braucht eine Familie zum Glück« bejahten, waren es im Jahre 2002 70 Prozent in West- und 68 Prozent in Ostdeutschland (Datenreport 2004: 542).

Und auf die Frage: Wie glücklich man alles in allem mit seinem Leben ist, schätzten sich Paare mit Kindern glücklicher ein als Alleinlebende (Datenreport 2004: 543).

In die gleiche Richtung weist auch ein Artikel von Stefan Hradil (2003), der eine abnehmende Wertschätzung des Single-Daseins, sowohl in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit wie in der Selbstwahrnehmung und eine stärkere Hinwendung zu »neu-alten« Werten wie soziale Bindung, Sicherheit und Geborgenheit konstatiert.

Hradils Erklärung für die zunehmende Hinwendung zu »neu-alten« Werten gegenüber den in den siebziger und achtziger Jahren favorisierten selbstbezüglichen und autonomicorientierten Werten, besagt, kurz gesagt, Folgendes: Die Autonomiebestrebungen und Selbstverwirklichungsansprüche vor allem der jungen Generation waren in den neunziger Jahren mehr oder weniger Realität geworden. Gleichzeitig aber setzte eine ökonomische und soziale Krise ein, die bei den Menschen Zukunftsangst und Orientierungslosigkeit auslöste. Als Reaktion auf diese Situation

erlebten Werte wie soziale Sicherheit und Gemeinschaft eine Renaissance. Gleichzeitig aber macht Hradil auch darauf aufmerksam, dass die sozialen Rahmenbedingungen für die Realisierung dieser »neu-alten« Werte nicht gerade günstig sind. Die Parallele zu Schelskys Vergleich zwischen der Zeit der Weimarer Republik und der Nachkriegszeit ist unübersehbar:

»Damals befreite sich der einzelne von einer drückend empfundenen Gruppenbevormundung, letzten Endes auf Grund der unbewußten Sicherheit des Verhaltens, die ihm gerade diese enge Gruppenbindung vermittelt hatte; heute bemüht und kämpft der einzelne um den Bestand dieser personalen Gruppenbindungen, gerade weil er sie gefährdet sieht und in ihr die letzte Grundlage der sozialen Zuflucht und Sicherheit für sich empfindet und erkennt. (...) Damit rückt der Zusammenhalt der Familie in eine ganz andere Schicht des menschlichen Verhaltens, und die Institution der Familie verändert ihre Funktion für die Gesellschaft in erheblichem Maße. Sie wirkt nicht mehr als unbewußte Sicherheitsgrundlage, die das einzelne Familienmitglied stützend und entlastend freigibt und fähig macht für außerfamiliäre Aufgaben und Leistungen, sondern ihr Bestand zieht die bewußten Lebensziele und Anstrengungen der einzelnen jetzt selbst auf sich und entzieht sie der Öffentlichkeit. Daher wird die Stabilität dieser Institution zunächst größer, aber auch belastender für den einzelnen, weil sie bewußter zu leisten ist und soziale Ansprüche erfüllen muß, die früher außerhalb der Familie erfüllt wurden.« (Schelsky 1953: 90f.).

Mit diesen Formulierungen führt Schelsky Königs Grundbegriffe der Desintegration und Desorganisation mit denen der Stabilität bzw. Elastizität im Sinne von Bewegung und Gegenbewegung zusammen, ein Konzept, dass auch der gegenwärtigen Familiensoziologie von Nutzen sein könnte.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), *Bilanz 2003. der Vereinbarung zwischen der Bundesregierung und den Spitzenverbänden der deutschen Wirtschaft zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen und Männern in der Privatwirtschaft*.
- Claessens, Dieter (1979), *Familie und Wertesystem. Eine Studie zur »zweiten, sozio-kulturellen Geburt« des Menschen und der Belastbarkeit der »Kernfamilie«*, Berlin.
- Statistisches Bundesamt (2004), *Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*, Bonn.
- Engstler, Heribert/Menning, Sonja (2003), *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*, erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt.
- Familienorientierte Personalpolitik. Checkheft für kleine und mittlere Unternehmen*, hg. v. Deutscher Industrie- und Handelskammertag (DIHK) und dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin 2004.
- Fthenakis, Wassilios E. (1998), »Ta panta rei: Auf dem richtigen Weg zu einer Kindschaftsrechtsreform?«, *Familie Partnerschaft Recht*, S. 84–90.

- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (1988), »Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft«, *Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, B13, S. 3–13.
- Hradil, Stefan (2003), »Vom Leitbild zum »Leidbild« – Singles, ihre veränderte Wahrnehmung und der »Wandel des Wertewandels«, *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 15, H. 1, S. 38–54.
- Huinink, Johannes (1995), *Warum noch Familie? Zur Attraktion von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*, Frankfurt a.M.
- Huinink, Johannes (1997), »Elternschaft in der modernen Gesellschaft«, in: Karl Gabriel/Alois Herlth./Klaus P. Strohmeier (Hg.), *Modernität und Solidarität*, Freiburg i.Br., S. 79–90.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1995), *Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen*, München.
- König, René (1974/1946), »Zwei Grundbegriffe der Familiensoziologie: Desintegration und Desorganisation der Familie«, in: ders., *Materialien zur Soziologie der Familie*, Köln, S. 55–87.
- König, René (1974/1946), »Versuch einer Definition der Familie«, in: ders., *Materialien zur Soziologie der Familie*, Köln, S. 88–105.
- Nauck, Bernhard (1993), »Sozialstrukturelle Differenzierung der Lebensbedingungen von Kindern in West- und Ostdeutschland«, in: Markefka, Manfred/Nauck, Bernhard (Hg.), *Handbuch der Kindheitsforschung*, Neuwied, Kriftel, Berlin, S. 143–164.
- Nave-Herz, Rosemarie/Onnen-Isemann, Corinna (2001), »Familie«, in: Joas, Hans (Hg.), *Lehrbuch der Soziologie*, Frankfurt a.M./New York, S. 289–310.
- Plato, Alexander v./Leh, Almut (1997), *»Ein unglaublicher Frühling«. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945–1948*, Bonn.
- Schelsky, Helmut (1953), *Wandlungen der Deutschen Familie in der Gegenwart*, Stuttgart.
- Thurnwald, Hilde (1948), *Gegenwartsprobleme Berliner Familien*, Berlin.